

Eckart Lohse
Markus Wehner

GUTTENBERG

Biographie

Droemer

*Für Andrea und Christiane,
für Fanny, Juliane, Jasper, Theodor und Martha*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



3. aktualisierte und erweiterte Auflage
Copyright © 2011 by Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-27554-2

INHALT

EIN GESPALTENES LAND

Vorwort zur dritten Auflage	I
-----------------------------------	---

EINLEITUNG:

DEUTSCHLAND FINDET DEN SUPERSTAR	7
----------------------------------------	---

1

DIE GUTTENBERGS	31
Das Erbe: Adel, Politik, Widerstand	33
Väter und Mütter	78
Der junge Guttenberg	112

2

AUFSTIEG	141
In der CSU	143
Plötzlich Wirtschaftsminister	171

3

EIN BILD VON EINEM MANN: GUTTENBERG UND DIE ÖFFENTLICHKEIT	185
---------------------------------------------------------------------	-----

4

EIN BILD VON EINER FRAU: STEPHANIE ZU GUTTENBERG	205
-----------------------------------------------------------	-----

5

KRIEGSMINISTER	241
Kriegsähnliche Zustände	243
Ein Mann räumt auf	259
Das Ende der Wehrpflicht	299

6

ABSTURZ 349

SCHLUSS:

WARUM GUTTENBERG? 369

Dank 385

Anmerkungen 387

Bildnachweis 396

Namensregister 397

EIN GESPALTENES LAND

Vorwort zur dritten Auflage

CSU-Parteitag in München. Samstag, der 30. Oktober 2010. Karl-Theodor zu Guttenberg geht durch die Reihen, ein kurzer Halt an der Pressebank, wo die Journalisten arbeiten. Eine Zufallsbegegnung. Was das Buch mache, erkundigt sich der Bundesminister der Verteidigung, höflich und freundlich wie stets, und hört sich an, dass es gut vorangehe. Dann schiebt er, lapidar wie eine Bemerkung über das Wetter, den Satz hinterher, vielleicht werde das Buch ja ohnehin gegenstandslos werden. Wie er das meine? Nun, man müsse solch einen Job ja nicht ewig machen, bedeutet Guttenberg. Wenigstens bis zum März des nächsten Jahres? fragt der Angesprochene. Da solle nämlich das Buch erscheinen.

Der Mann also, der zu jenem Zeitpunkt auf dem Höhepunkt seines Ansehens in Deutschland ist, vermutlich aus dem Stand eine Mehrheit bekommen könnte, wenn er Anspruch auf den CSU-Vorsitz erhöbe, dem im Herbst 2010 die baldige Eroberung der bayerischen Staatskanzlei ebenso zugetraut wird wie diejenige des Kanzleramtes, spielt gegenüber Journalisten mit dem Gedanken an das Ende seiner politischen Laufbahn. Abstrus! Immerhin stellt er anschließend in Aussicht, dass er bis März jedenfalls durchhalten werde. Schließlich stehe er wegen der angefangenen Reform der Bundeswehr in der Verantwortung. Wir halten das Ganze für eine weitere seiner zahlreichen koketten Anspielungen, dass er auch ohne die Politik leben könne.

Vier Monate später, der März des Jahres 2011 ist nicht einmal zwölf Stunden alt, lässt Guttenberg eine Pressemitteilung verschicken. Der Minister werde eine Stellungnahme abge-

ben. So aufgeheizt ist mittlerweile die Diskussion über Guttenberg, über seine schweren Verfehlungen bei der Abfassung seiner Dissertation, über die alles verniedlichende Reaktion der Bundeskanzlerin ihrem Minister gegenüber, dass das nur noch eines bedeuten kann: Karl-Theodor zu Guttenberg tritt diesmal wirklich zurück. So kommt es. Deutschlands politischer Superstar legt am 1. März 2011 alle politischen Ämter nieder. Am Vorabend ist im Berliner Hotel »Adlon« die erste Auflage seiner Biographie, dieses Buches also, präsentiert worden.

Biographien über aktive Politiker zu schreiben, ist immer eine riskante Sache. Wichtige Dinge können kurz nach dem Redaktionsschluss passieren, während das Buch gedruckt wird und die Autoren hilflos auf sein Erscheinen warten. Ein Rücktritt ist naturgemäß das einschneidendste Ereignis. Aber auf den Spuren des Hochgeschwindigkeitspolitikers Karl-Theodor zu Guttenberg musste das ja so kommen. Ein normales Ende eines solchen Abenteuers wäre für ihn nicht angemessen gewesen. Als die Staubwolken, die das Rennen nebst seinem spektakulären Ausgang aufgewirbelt haben, sich legen, schauen die Biographen auf ihr Werk. Ist noch alles in Ordnung, stimmt alles? Oder ist der Rahmen verzogen? Muss nach der Enthüllung, dass seine Doktorarbeit ein großes Plagiat ist, das ihn am Ende das Amt gekostet hat, der Blick auf Guttenberg ein anderer sein? Zwei Tage nach dem Rücktritt erscheint in der »Zeit« eine Rezension unseres Buches. Aus ihr sei an dieser Stelle zitiert: »Die Biografie von Wehner und Lohse muss von morgen an nicht umgeschrieben, nur fortgesetzt werden, und den Autoren nimmt man es ab, wenn sie nun sagen: Die Entzauberung des Märchenprinzen überrasche sie nicht. Die Spuren eines Mannes, der seinen Lebenslauf schön, durchziehen dieses Buch, ein bisschen Hochstapelei, etwas Lüge, manche Legende, fingerdick Blattgold und Pomade.«

Tatsächlich sind wir bei der langen und intensiven Beobachtung Karl-Theodor zu Guttenbergs bald auf jene Spuren

gestoßen, die zeigen, dass er gerne möglichst viel äußeren Glanz in seinen Lebenslauf bringt und es dabei mit der Wahrheit nicht immer ganz genau nimmt. Er hübscht ein Praktikum zu einer freien Mitarbeit auf, führt für die Zeit vor seinem Abgeordnetendasein ein Engagement im Familienunternehmen auf, das sich nicht recht präzisieren lässt, zeigt große Neigung zu spektakulären Fotoposen und zu politischen Schüssen gegen die eigene Mannschaft, die die eigene Person in ein besonders helles Licht rücken sollen. Das eigene Fehlverhalten in der Bewältigung der Kundus-Affäre gibt Gutenberg dagegen erst unter dem Druck eines Untersuchungsausschusses mit monatelanger Verzögerung zu, während er einstige Schutzbefohlene innerhalb von Stunden fallen lässt und anschließend im grellen Scheinwerferlicht der Talkshows mit Schuldzuweisungen überzieht. Das alles lässt das Bild einer Persönlichkeit entstehen, die neben ihren politischen Fähigkeiten genügend Schillerndes vorhält.

Aber eine angeblich über Jahre entstandene juristische Doktorarbeit, die eine gigantische Ansammlung von Plagiaten ist? Ein Mann, der behauptet, dieses alles selbst gemacht zu haben und zwar ohne jede böse Absicht und das zu einem Zeitpunkt, da er hauptberuflich als Bundestagsabgeordneter an der Entstehung jener Gesetze mitwirkte, mit denen das Land regiert wird? Ein Mann, der nach der Aufdeckung dieses Riesenschwindels erst alle Vorwürfe als »abstrus« zurückweist, um wenig später seinen Dokortitel unter dem Beifall seiner Fans von sich zu schleudern mit dem Kommentar, er habe »Blödsinn« geschrieben? Das ist neu. Das steht nun neben seinen Talenten, die in diesem Buch natürlich auch ausführlich beschrieben werden.

Wie oft hatten wir gerungen mit dem Objekt unserer Beobachtung, hatten diskutiert, uns gefragt, ob er ein großer Politiker oder doch mehr ein begabter Schauspieler sei. Jetzt also noch einmal. Dabei sind wir nicht allein, sondern in der Gesellschaft des restlichen Deutschlands. Spätestens seitdem Mitte Februar die Plagiatsaffäre begonnen hat, ist Deutsch-

land zweigeteilt: Guttenberg-Fans gegen Guttenberg-Kritiker. Es scheint kein Grau, kein Einerseits-Andererseits, sondern nur noch Schwarz und Weiß zu geben. Seit wir kurz nach dem Beginn der Plagiatsaffäre Auszüge aus dem Buch in der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« veröffentlichten, die Guttenbergs Neigung zum Polieren seines Lebenslaufs beschreiben und seine Bereitschaft, es bei der Aufarbeitung der Kundus-Affäre mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen, hat uns eine Welle der Empörung überrollt. Leser mailen, schreiben Briefe, rufen an. Die überwältigende Mehrheit schimpft aus Leibeskräften, nicht etwa, weil irgendeine unserer Darstellungen der Wahrheit nicht entspreche, sondern weil wir Guttenberg kritisierten. Auch wenn es dem üblichen Ablauf solcher Reaktionen entspricht, dass sich schnell (und oft genug ausschließlich) Kritiker melden, so ist die Wucht von deren Auftreten diesmal ungewöhnlich. Erst nach und nach wenden sich jene Leser an uns, die einen weniger positiven Blick auf den Politiker Guttenberg haben.

Spätestens mit dem jähen Einsetzen seines politischen Totenkampfes – Wiederauferstehung nicht ausgeschlossen – hat Karl-Theodor zu Guttenberg Deutschland gespalten. Seine Anhänger finden sich vor allem im großen Kreis derjenigen, die mit einem gerüttelt Maß an Verachtung auf die etablierte Politik schauen; auf Parteien, die sich ihrer Meinung nach das Land zur Beute gemacht haben, die nicht nur die Herrschaft über die Gesetzgebung entlang der Parteigrenzen untereinander aufteilen, sondern über den Parteienproporz tief in das gesellschaftliche Alltagsleben vordringen, die Verwaltungsapparate von den Bundesministerien bis hinab zu den Rathäusern mit ihren Leuten so besetzen, dass sie ihre Macht möglichst dauerhaft etablieren, die die Herrschaft über den öffentlich-rechtlichen Rundfunk ausüben, indem sie sich die Führungspositionen dort aufteilen. Es ist die Wahrnehmung einer politischen Klasse als graue, aber mächtige Schicht, die ihr Wirken oft zum Lebenszweck, mindestens zum Beruf gemacht hat.

Dass Karl-Theodor zu Guttenberg gerade in Bayern so beliebt ist, mag nicht nur daran liegen, dass er dort geboren wurde und viele Jahre seines Lebens dort verbracht hat, wenn gleich er keineswegs als »Bayer« wahrgenommen wird wie etwa Franz Josef. Es dürfte seinen Grund auch darin haben, dass in keinem Bundesland eine Partei so selbstverständlich seit Jahrzehnten die Alleinherrschaft nicht nur über die politischen Institutionen, sondern über das ganze Land hat wie die CSU in Bayern. Die Wahrnehmung, dass »die da oben« sich das Land Untertan gemacht haben, kann vor einem solchen Hintergrund besonders gut entstehen.

Gegen diese – so wahrgenommene – Form von Politik rennen viele Anhänger Guttenbergs im Februar 2011 mit umso größerer Wucht und Verzweiflung an, je mehr sie sehen, dass ihr Held in Bedrängnis gerät. Dass er die rasant wachsenden Schwierigkeiten für sich und sein Amt auch noch selbst zu verantworten hat, die Schuld am Zustandekommen seines Dissertationsplagiats keinem Staatssekretär, Generalinspekteur oder Schiffskapitän in die Schuhe schieben kann, das verstärkt den Ärger vieler Menschen. Manche rasen geradezu vor Wut, bellen in Telefone, drohen das Ende ihres Zeitungsabonnements an. Guttenbergs Vergehen wird kleingeredet. Er habe das nicht bewusst gemacht. Oder: »Haben Sie früher in der Schule etwa nie abgeschrieben?« Ganz so, als ob das mit jahrelangem Diebstahl geistigen Eigentums zu vergleichen wäre, der die Erlangung eines Dokortitels mit höchster Auszeichnung zum Ziel hat.

Selbst diejenigen seiner Fans, die sein Fehlverhalten als Doktorand erkennen, wollen kein Problem für den Politiker Guttenberg sehen. Ein Minister brauche keinen Dokortitel und im Übrigen liege die Angelegenheit ja schon eine Weile zurück. Dass es nur fünf Jahre sind und Guttenberg kein junger Heißsporn, sondern Abgeordneter des höchsten deutschen Parlaments war, wird dabei unterschlagen. »Die Menschen verzeihen Herrn Guttenberg diesen Fehler, die Medien müssen es auch tun«, ist eine der Forderungen aus dem Kreis

der Guttenberg-Anhänger. Es entsteht der Eindruck, dass viele nicht nur zum Schönreden und Verzeihen bereit sind, sondern ihr Held durch seine Fehlerhaftigkeit in ihren Augen sogar noch wächst. Nur wer schon Fehlritte hinter sich hat, kann zu wahrer Größe aufsteigen.

Wer die Bösen sind, haben die Guttenberg-Fans schnell ausgemacht: die linke Opposition und die Medien, die diese »linke Kampagne« mitmachen. Dass Medien Zustände und Missstände aufdecken und beschreiben, scheint im Verständnis vieler Menschen nicht vorzukommen. Wer nicht für Guttenberg ist, ist gegen ihn. Das Wort von der »Menschenjagd« ist schnell bei der Hand. Guttenberg wird vom Schuldigen zum Opfer umdeklariert. Das macht er selber gerne. Wenn alle nur noch auf die Fußnoten in seiner Doktorarbeit schauten statt auf die gefallenen Soldaten in Afghanistan, dann sei ihm als Verteidigungsminister das angemessene Ausüben seines Amtes nicht mehr möglich, argumentiert er in seiner Rücktrittserklärung. Wer diese Argumentation durchgehen lässt, macht den Verteidigungsminister (aber ebenso die auch für die Auslandseinsätze zuständige Bundeskanzlerin, den Außenminister, ja das ganze Kabinett, letztlich den ganzen Bundestag!) auf ewig unantastbar. Denn immer sterben irgendwo deutsche Soldaten. Soldatenblut würde so zum Drachenblut für die Politiker.

Bei manchen der glühenden Anhänger Karl-Theodor zu Guttenbergs treten annähernd religiöse Züge auf. Ein Mann, der so spreche wie er, könne nicht absichtlich seine Doktorarbeit fälschen. Gegenargumente werden abgetan mit dem Hinweis: »Sie werden mich nicht bekehren!« Am Ende des Gesprächs wird auf die Bedeutung des Christentums hingewiesen. Plötzlich entsteht der Verdacht, nicht für alle ist der Gedanke, Guttenberg könne über Wasser laufen, bloß ein Scherz. Seine Verehrung als Führungsfigur, als Heilsbringer nimmt zum Teil kultische Züge an. Deswegen tun manche Mitglieder der CDU- und vor allem der CSU-Führung auch so, als könnten sie den Verlust Guttenbergs gar nicht fassen

und dächten von früh bis spät an dessen Rückkehr. Keiner will vor Gutenbergs Jüngern als derjenige dastehen, der ihn verraten hat.

Die härteste Drohung der Anhänger ist zugleich diejenige, die vermutlich am häufigsten wahrgemacht wird. Wenn ein solches Talent »kaputtgemacht« werde, dann würden sie künftig der Politik den Rücken kehren. Sollte diese Reaktion massenhaft eintreten, was angesichts einer verbreiteten Demokratie- und Wahlmüdigkeit nicht unwahrscheinlich ist, wäre Gutenbergs Rücktritt auch ein Schaden für das demokratische Gemeinwesen. Hätte das alles vermieden werden können? Hätte das Bedürfnis vieler Menschen nach einer Führungsfigur, die anders ist als die grauen Machtorganisatoren in ihren Berliner Büros, gestillt werden können? Schwerlich. Die Dreistigkeit, mit der Gutenberg nicht nur seine Doktorarbeit erstellt, sondern auch auf die Entdeckung des Plagiats reagiert hat, wirft ein bezeichnendes Licht auf ihn. Er mutet Menschen und Institutionen, mit denen er zu tun hat, so viel Rücksichtnahme auf sein Ego zu, dass er mit Systemen wie Universitäten, Parteien, Regierungen nicht kompatibel ist. Wäre er anpassungsfähiger, hätte er zwar durch eine starke Führungskraft wie Angela Merkel im Zaum gehalten werden können. Doch wäre er dann nicht so populär geworden. Seine Beliebtheit gründet ja wesentlich auf seiner Inkompatibilität, auf seinem Anderssein, seiner Kühnheit auf Kosten des politischen Establishments. Über kurz oder lang musste diese Fehlkonstruktion zerbrechen. Die abgeschriebene Doktorarbeit ist der Auslöser, nicht der Grund für das Scheitern Gutenbergs als Teil der etablierten Parteiendemokratie.

Trefflich aufzeigen lässt sich das am Beispiel seines Vorgehens bei der Bundeswehrreform. Um den seit Jahren gepflegten Selbstbetrug der politischen Szene, die Wehrpflicht funktioniere noch, zu beenden, bedurfte es eines Politikers mit überdurchschnittlicher Beherztheit und Risikofreude. Gutenberg hat gewagt und gewonnen. Doch hat er dabei die Belastbarkeit und Toleranz seiner Regierung und seiner

Partei, der CSU, auf das Äußerste strapaziert. Noch dazu hielt er kein schlüssiges Konzept bereit, wie nach dem Ende der Wehrpflicht und mit einer stark verkleinerten Armee deren Funktionsfähigkeit zu gewährleisten wäre. Mit seinem Schwert zerschlug der kühne Ritter Karl-Theodor nicht nur den Gordischen Knoten einer dahin siechenden Wehrpflicht, sondern die Säulen geordneten Regierungshandelns gleich mit.

Und die Kritiker des Freiherrn aus Oberfranken? Sie brauchen etwas länger, um ihre Stimme zu erheben, in der Union wie in der Öffentlichkeit. Bei soviel Glück und Jubel in CDU und CSU, die glaubten, einen Supermann als Wahlkämpfer zu haben, bei so viel öffentlicher Beliebtheit Guttenbergs und seiner Frau droht ja der Kritiker auch allzu leicht zum Spielverderber oder Nörgler zu werden. Letztlich hat Angela Merkel höchstpersönlich den letzten Ausschlag für Guttenbergs Rücktritt von allen politischen Ämtern gegeben. Nichts hat die Wählerschaft der Union derart provoziert wie Merkels Formulierung, sie habe Guttenberg nicht als wissenschaftlichen Assistenten, sondern als Minister ausgesucht. Nach außen hat sie sich damit augenzwinkernd auf die Seite der Guttenberg-Fans geschlagen. Nach innen hat sie aber eine Welle der Wut ausgelöst unter all jenen, die ihre wissenschaftlichen oder auch andere Meriten unter Anstrengung und mit dem von Guttenberg gern zitierten Anstand erworben haben. Diese Empörung ließ am Ende solch einen Druck in den eigenen Reihen entstehen, dass Guttenberg nicht mehr zu halten war.

Und nun? Was aus jenem Mann wird, der vielen schon ganz selbstverständlich als nächster, spätestens übernächster Bundeskanzler erschien, ist gänzlich ungewiss. Karl-Theodor zu Guttenberg steht vor der vermutlich wichtigsten Prüfung seines beruflichen Lebens. Er wird jetzt etwas herausfinden (müssen): Hat seine beispiellose Popularität aus sich selbst heraus Bestand, hat er nicht nur als Minister solch ungeheuren Beifall bekommen, sondern als Karl-Theodor zu Guttenberg?

Oder war er nur im richtigen Moment an der richtigen Wegekreuzung der Zeitläufte, als nach grauen Jahren der großen Koalition ein glänzendes, aristokratisches Politikerpaar mit ungewöhnlichem Selbstbewusstsein und Instinkt für den richtigen Augenblick gesucht wurde? Das bleibt eine spannende Frage. Der folgende Versuch zu erklären, wer dieser Karl-Theodor zu Guttenberg ist, wo er herkommt, was er bisher gemacht hat, mag auch helfen, Licht auf seine Zukunft zu werfen.

*Eckart Lohse und Markus Wehner
Berlin, im März 2011*

6 ABSTURZ

Die Affäre um die »Gorch Fock«

Ende Dezember 2010 trifft sich der Verteidigungsausschuss des Bundestages zu seiner letzten Sitzung des Jahres. Zugewogen ist der Inspekteur der Marine, Vizeadmiral Axel Schimpf. Er hält sich bereit, über den Tod einer jungen Offiziersanwärterin auf der »Gorch Fock« zu berichten. Die Sitzung verläuft allerdings derart chaotisch, dass Schimpf erst unmittelbar vor deren Ende in dieser Angelegenheit berichten kann, nur eine Minute bleibt ihm dafür. Das Thema erreicht die Abgeordneten nicht wirklich, die Medien und die Öffentlichkeit erst recht nicht.

Das ändert sich schlagartig Mitte Januar. Wieder tritt der Verteidigungsausschuss zusammen. Dieses Mal geht es um einen anderen Todesfall in der Truppe, der sich kurz vor Weihnachten zugetragen hat. Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihr Verteidigungsminister stehen damals im Begriff, zu einem Besuch nach Afghanistan aufzubrechen, als es dort zu einem tragischen Unfall kommt. In einem Außenposten stirbt ein Bundeswehrsoldat durch einen Schuss aus der Pistole eines mit ihm befreundeten Kameraden. Das Waffenreinigen haben die Männer gerade hinter sich, einer von ihnen hantiert im Anschluss zumindest unglücklich mit seiner Waffe, ein Schuss löst sich und trifft den Kopf des Kameraden.

Der Vorfall überschattet den Afghanistan-Besuch der Kanzlerin und des Ministers. Nachdem kurzzeitig der Eindruck entstanden ist, der Soldat habe sich selbst beim Waffenreinigen erschossen, sagt Guttenberg noch während der Reise, dass es der Schuss aus der Waffe eines Kameraden gewesen sei. Es wird nichts verheimlicht oder falsch dargestellt, Guttenberg sind keine Vorwürfe zu machen.

Während der Sitzung des Verteidigungsausschusses im Januar wird über den Fall berichtet. Es kommt zu einer etwas unglücklichen Darstellung des Geschehens durch Guttenbergs Parlamentarischen Staatssekretär Thomas Kossendey. Der berichtet zwar zutreffend, dass der Mann durch den Schuss aus der Waffe seines Kameraden getötet worden sei, sagt aber, das sei »im Rahmen eines Waffenreinigens« passiert. Die Version, es habe sich um einen Unfall beim Waffenreinigen gehandelt, gilt zu diesem Zeitpunkt aber schon längst nicht mehr als aktuell. Durch Befragung der bei dem Vorfall anwesenden Soldaten ist vielmehr der Verdacht entstanden, die Männer seien unsachgemäß, vielleicht sogar spielerisch mit ihren Waffen umgegangen.

Daher meldet sich der Wehrbeauftragte des Bundestages, der FDP-Mann Hellmut Königshaus, im Ausschuss zu Wort und wehrt sich gegen die Darstellung des Christdemokraten Kossendey. Für die Opposition ist das ein gefundenes Fressen. Sofort befeuern SPD und Grüne die Debatte: Was ist da eigentlich los in der Truppe? Eine solche Frage, medial kräftig zugespitzt, richtet sich sehr schnell an den obersten Dienstherren, den Verteidigungsminister. Der Tote in Afghanistan, diejenige von der »Gorch Fock« und noch einige Feldpostbriefe aus Afghanistan, die unzulässigerweise geöffnet wurden, ergeben ein explosives Gemisch, obwohl sie in der Sache nicht das Geringste miteinander zu tun haben.

Dass die Medien derart schnell einen Fall Guttenberg thematisieren, kommt nicht von ungefähr. Die vorletzte Reise des Ministers nach Afghanistan, im Dezember 2010 zusammen mit Ehefrau Stephanie und Fernsehmoderator Johannes B. Kerner, war, das merkt auch Guttenberg bald, des Guten zuviel. Eine von beiden Begleitungen hätte wohl noch als erträglich gegolten. Die Gattin und den Talkmaster gleichzeitig mitzunehmen erweckt aber den Eindruck, die ständigen Afghanistantrips seien für den Minister zu einer Mischung aus Familienausflug und blanker PR-Veranstaltung geworden. Die Kanzlerin stellt sich schützend vor ihren besten Wahl-

kämpfer, verteidigt seine Reise und kann ihn noch einmal in die Weihnachtspause und für einen Moment aus dem Blickfeld der Medien bugsieren. Doch bleiben erste Kratzer in Guttenbergs Lack zurück.

Sein Umgang mit den Vorfällen auf der »Gorch Fock« und in Afghanistan sorgt im Januar dafür, dass Kratzer zu Schrammen werden. Über den Vorfall des in Afghanistan ums Leben gekommenen Soldaten sagt Guttenberg zwar nichts Falsches. Doch als dieser Fall im Januar rückblickend von den Medien beleuchtet wird, kommt etwas höchst Überraschendes ans Tageslicht. Wie bei jedem besonderen Ereignis haben die Feldjäger auch über den tödlichen Unfall einen Bericht angefertigt. Einen Feldjägerbericht, wie er etwa nach der Bombardierung zweier Tankklaster bei Kundus im Sommer 2009 erstellt worden war. Weil dieser Bericht nebst anderen dem neu ins Amt gekommenen Minister wenige Monate nach der Bombardierung nicht vorgelegt worden waren, hatte Guttenberg damals seine beiden höchsten Mitarbeiter, Staatssekretär Wichert und Generalinspekteur Schneiderhan, gefeuert. Anschließend hatte er die Erwartung geweckt, dass derartige Nachlässigkeiten in der internen Kommunikation des Hauses abgestellt würden. Was aber kommt Ende Januar 2011 heraus? Guttenberg hat den Feldjägerbericht über den Tod des Soldaten in Afghanistan auch nicht bekommen oder erst Wochen später, als längst öffentliche Aufregung herrscht. Zwar redet sein Haus die Sache schön, da der Minister ja über »wesentliche Inhalte« informiert gewesen sei. Doch auf die grundsätzliche Frage, was sich am Informationswesen im Ministerium geändert habe, ist eine befriedigende Antwort nicht zu erhalten. Der Eindruck entsteht, ganz so wichtig sei Guttenberg die Sache mit der hausinternen Kommunikation doch nicht.

Den schwerwiegenderen Fehler leistet Guttenberg sich bei der Aufarbeitung des Vorfalls auf der »Gorch Fock«. Auch hier gibt es in der Sache selbst kein falsches Verhalten des Ministers. Ein tödlicher Unfall, die Staatsanwaltschaft ermittelt

routinemäßig, bestenfalls der Marineinspekteur könnte die Frage stellen, ob auf dem Segelschulschiff alles in Ordnung ist oder ob der tödliche Sturz der Offiziersanwärterin aus der Takelage auf grundsätzliche Defizite in der Ausbildung auf der »Gorch Fock« schließen lässt. Ein Fall für den Minister ist das zunächst nicht.

Zu einem solchen wird es erst am Freitag, dem 21. Januar. Da nimmt sich Guttenberg vor dem Bundestag der Angelegenheit an und warnt vor einer Vorverurteilung des Kapitäns der »Gorch Fock«. Er gibt den besonnenen Minister, der erst in aller Ruhe den Vorfall und die Vorwürfe über das Geschehen an Bord des so renommierten Segelschiffs aufklären lassen will, bevor er selbst zu einem Urteil kommt. Doch bereits am Nachmittag desselben Tages erfahren Guttenbergs Leute, dass die »Bild am Sonntag« mit Horrorgeschichten von der »Gorch Fock« einschließlich widerlicher Bilder über unappetitliche und menschenverachtende Rituale herauskommen werde. Schon am Freitag wird gemunkelt, das Blatt werde über eine Karnevalsfeier berichten, zu der die Soldaten wenige Tage nach dem Tod der Offiziersanwärterin an Bord zusammengekommen seien. Alarmstimmung im Verteidigungsministerium.

Ausgerechnet am Abend jenes Freitags sitzt Michael Backhaus, der stellvertretende Chefredakteur der »Bild am Sonntag«, mit Guttenberg zusammen in dessen Dienstlimousine. Solche journalistischen Begleitungen sind keine Seltenheit. Doch diese scheint unmittelbare politische Auswirkungen zu haben. Jedenfalls schildert Backhaus am Sonntag in seinem Blatt die Dinge so, als habe Guttenberg mit Entsetzen und dem Ausspruch »es reicht« auf die neuesten Berichte über die Zustände auf der »Gorch Fock« reagiert. Das Resultat der nächtlichen Fahrt ist, dass Guttenberg seinen Vorsatz vergisst, Kapitän Schatz nicht vorverurteilen zu wollen. Vielmehr wird die staunende Öffentlichkeit am Samstag erfahren, dass der Minister den Kapitän des Segelschulschiffs von seinem Kommando entbindet.

Das erinnert an Gutenbergs Umgang mit anderen Schutzbefohlenen. Wieder einmal zeigt sich, dass er ein höchst ungeduldiger Mensch ist. Warum hat er nicht gewartet, bis er über die Zukunft von Kapitän Schatz entscheidet? Ist ihm tatsächlich die Berichterstattung der Springer-Presse wichtiger als sein eigenes, vor dem Bundestag geäußertes Urteil? Steht dieser Mann aus eigener Kraft oder wankt er im Wind? Was würde eine solche, offensichtlich in seinem Wesen verankerte wetterwendische Art bedeuten, wenn einmal große, gravierende Entscheidungen zu fällen wären? Könnte ein so unstehtes Naturell tatsächlich, wie es immer wieder behauptet wird, Bundeskanzler sein? Gutenberg wirft durch den Umgang mit der Causa »Gorch Fock« viele Fragen zu seiner Person auf. Mit dem nachgeschobenen Hinweis, Schatz sei ja keineswegs entlassen, sondern nur vorerst vom Kommando suspendiert worden, um damit den Druck von ihm zu nehmen, kann Gutenberg diese Fragen nicht aus der Welt schaffen. Sie bleiben – und sind von grundsätzlicher Natur.

Anfang Februar beruhigen sich die Diskussionen über den Toten in Afghanistan, die Tote auf der »Gorch Fock« und die Feldpost wieder. Es scheint so, als habe Gutenberg die kontroverse Diskussion über seine Person überstanden.

Es scheint so.

Der Plagiator

Im Vergleich zu dem, was auf Gutenberg wenig später zurollt, ist die »Gorch Fock«-Affäre nur ein Spaziergang bei nasskaltem Wetter. Der wahre Orkan bricht Mitte Februar los. Am 16. Februar, einem Mittwoch, bringt die »Süddeutsche Zeitung« auf ihrer zweiten Seite einen Beitrag, der belegt, dass der Verteidigungsminister Teile seiner juristischen Doktorarbeit gefälscht hat, die er 2007 an der Universität Bayreuth eingereicht hat und die mit summa cum laude, der Bestnote, bewertet wurde. Gutenberg hatte ganze Absätze aus Arti-

keln und Zeitschriftenbeiträgen vollständig übernommen, andere nur geringfügig verändert, jeweils ohne sie als Zitate kenntlich zu machen. Das aber verstößt grob gegen die Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens und gilt zur Recht als Täuschung. Ein solches nicht gekennzeichnetes Aneignen fremder geistiger Leistungen wird als Plagiat bezeichnet. Die Veröffentlichung geht zurück auf die Recherche des Bremer Rechtsprofessors Andreas Fischer-Lescano. Der saß an einer Rezension von Guttenbergs Doktorarbeit »Verfassung und Verfassungsvertrag« und war dabei auf acht übernommene Textpassagen gestoßen, die nicht als Zitate gekennzeichnet waren.

Die Geschichte nimmt binnen weniger Stunden eine gewaltige Dimension an. Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« berichtet noch am selben Tag, dass sogar die Einleitung der Dissertation beinahe wörtlich aus einem Beitrag der Politikwissenschaftlerin Barbara Zehnpfennig abgeschrieben worden sei, der 1997 in der FAZ erschienen war. Zugleich werden stündlich neue Stellen gefunden, bei denen Guttenberg aus anderen Arbeiten abgekupfert hat, ohne die Quellen anzugeben. Der Liebling der Deutschen, das Vorbild an Aufrichtigkeit und Klarheit, so stellt sich heraus, hat nicht nur aus Zeitungen abgeschrieben, sondern auch von Politikwissenschaftlern, aus Studienarbeiten, sogar aus Reiseführern. Amerikanische Aufsätze hat er immerhin übersetzt, bevor er sie ohne Quellenangabe als eigene Gedanken ausgab. Zudem hat er Ausarbeitungen des Wissenschaftlichen Dienstes des Deutschen Bundestags komplett übernommen. Dieser darf aber nur für die Tätigkeit als Abgeordneter genutzt werden, nicht für private Zwecke.

Die neuen Techniken machen es möglich, dass Guttenbergs Plagiate sehr schnell als solche enttarnt werden. Im Internet richten Nutzer eine Plattform ein, GuttenPlag Wiki, um kollektiv Guttenbergs Dissertation auf nicht gekennzeichnete Stellen fremden Ursprungs abzusuchen. Tag für Tag nimmt die Zahl dieser Stellen zu. Bald wimmelt der Text von dunkel-

roten Stellen, die wörtlich abgekupfert wurden, und hellroten, die mit geringfügigen Änderungen ebenfalls ohne Quellenangabe übernommen wurden. Nach einer Woche sieht es so aus, dass sich auf rund 70 Prozent der 475 Seiten Plagiate finden lassen. Eindeutiger kann ein Ergebnis kaum sein.

Die Internetgemeinde hat Guttenberg geradezu »gedisst«. Das entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Denn Guttenberg, so sieht es jedenfalls der ehemalige Außenminister Joschka Fischer, ist »der erste deutsche Spitzenpolitiker der Twitter- und Facebook-Generation.« Das ist wohl so. Es geht dabei nicht in erster Linie darum, wie aktiv Guttenberg selber im Netz ist. Doch ist sein explosionsartiger Ansehensgewinn mit dem Beginn seiner Ministerzeit nur in einer Gesellschaft möglich, die sich – immer mehr von der Kommunikation in sozialen Netzwerken des Internets geprägt – in großer Geschwindigkeit Eindrücke verschafft und Stimmungen erzeugt. Die Nutzer von Facebook sind es gewohnt, alles und nichts sofort zu bewerten und diese Bewertung zu verbreiten. So können Personen bejubelt oder in den Schmutz gestoßen werden, in rasender Geschwindigkeit. Die Internetgemeinde also entzaubert Guttenberg in wenigen Tagen. Doch kaum ist ihr das gelungen, gibt es ebenfalls im Netz eine Gegenbewegung, die innerhalb kürzester Zeit eine sechsstellige Zahl von Guttenberg-Unterstützern zusammentrommelt. Das »Hosianna« und das »Kreuziget ihn« wird heute nicht mehr gerufen, sondern gepostet oder getwittert.

Die Universität Bayreuth gibt Guttenberg zwei Wochen Zeit, sich schriftlich zu erklären.

Wie aber reagiert der Minister? Noch am Mittwoch, als die erste Publikation mit dem Plagiatsvorwurf erschienen ist, lässt er folgende Erklärung verbreiten: »Der Vorwurf, meine Doktorarbeit sei ein Plagiat, ist abstrus. Ich bin gerne bereit zu prüfen, ob bei über 1200 Fußnoten und 475 Seiten vereinzelt Fußnoten nicht oder nicht korrekt gesetzt sein sollten und würde dies bei einer Neuauflage berücksichtigen. Und sollte jemand auf die Idee kommen zu behaupten, Mitarbeiter mei-

ner Büros hätten an der wissenschaftlichen Erarbeitung meiner Dissertation mitgewirkt, stelle ich fest: Dies trifft nicht zu. Die Anfertigung dieser Arbeit war meine eigene Leistung.«

Vereinzelte Fußnoten? Nicht korrekt gesetzt? Schon bald ist klar, dass Guttenberg sich mit dieser Erklärung noch weiter in den Plagiatssumpf hineingeritten hat. Und auch die ersten Verteidigungsversuche der CSU, die von einer gezielten Attacke der politischen Linken mit Hinweis auf die SPD-Mitgliedschaft des Bremer Juraprofessors sprechen, erscheinen ziemlich hilflos angesichts der Fakten, die das Wort Betrug rechtfertigen.

Guttenberg reist an jenem Mittwoch, an dem die Fälschung seiner Doktorarbeit auffliegt, nach Afghanistan, um Soldaten zu besuchen. Die Reise ist schon längere Zeit geplant, und der Vorwurf mancher Medien, der Minister fliehe ins Kriegsgebiet, ist daher fehl am Platz. Dennoch mag es ihm ganz recht sein, dass er diesen Tag nicht in Berlin ist. Guttenberg will alle zwei Monate die Truppe in Afghanistan besuchen. Diesmal hat er – ganz anders als bei seinen meisten Reisen zuvor – keine Journalisten und Fotografen mitgenommen – mit einer Ausnahme. Guttenberg will so einen Kontrapunkt setzen zu seiner aufsehenerregenden Reise, als er gemeinsam mit Ehefrau und TV-Talkmaster nach Afghanistan flog. Er hat mittlerweile erkannt, dass er damit überzogen hatte. Doch die Gefahr, die ihm jetzt droht, erkennt er nicht – oder zumindest tut er so. Er reagiert während der Reise mit einer Mischung aus leichter Empörung, dass man ihm ein Plagiat anhängen wolle, und aus leichtem Amüsement, dass man ihm so schaden zu können glaube.

Während Guttenberg die Bundeswehr im Kampfgebiet besucht, wird für ihn die Lage zu Hause immer bedrohlicher. Kaum ist der Minister am Nachmittag des Folgetages nach Berlin zurückgekehrt, bestellt ihn Bundeskanzlerin Angela Merkel ins Kanzleramt ein. Sie bespricht mit ihm die Situation und fordert ihn auf, sich am nächsten Tag, dem Freitag,

öffentlich zu erklären. Einen Wahlkampfauftritt in Sachsen-Anhalt lässt der Minister an diesem Abend ausfallen.

Eigentlich hätte Guttenberg während seiner Reise an den Hindukusch Zeit genug gehabt, um sich eine Verteidigungsstrategie zurechtzulegen. Doch wieder einmal erweist er sich als miserabler Krisenmanager. Er macht am Tag nach der Rückkehr, dem Freitag, an dem alle auf einen Befreiungsschlag von ihm warten, fast alles falsch, was er falsch machen kann. Wann er eine Erklärung vor der Presse abgeben wird, ist am Vormittag zunächst nicht zu erfahren. Die Journalisten in Berlin begeben sich deshalb wie jeden Freitag zur Bundespressekonferenz, wo die Sprecher der Ministerien ihnen Rede und Antwort stehen. Diesmal ist der Saal gut gefüllt wegen der Affäre um Guttenberg. Um die geht es auch sogleich. Wann denn der Minister sich äußern werde, wird Guttenbergs Sprecher Steffen Moritz gefragt. Der windet sich, sagt, der Minister werde sich »in diesen Minuten« äußern und zwar »vor ausgewählten Journalisten« im Ministerium. Die Empörung im Saal ist riesig. Der Vorsitzende der Bundespressekonferenz, Werner Gößling, fragt Guttenbergs Sprecher, ob er wenigstens den Inhalt der Erklärung hier mitteilen könne. »Das kann ich im Moment nicht«, sagt Moritz, dem die Sache offensichtlich peinlich ist. Etwa 90 Prozent der Journalisten verlassen daraufhin aus Protest den Saal, die Pressekonferenz wird kurz darauf beendet.

Zur selben Zeit tritt Guttenberg im Ministerium vor die Kameras und Mikrofone. Er ist nervös, den ersten Anlauf, seine Erklärung vorzutragen, bricht er ab. Wer erwartet hatte, der Minister werde nun die von ihm häufig im Mund geführte Demut an den Tag legen, der wird gründlich enttäuscht. Guttenberg präsentiert sich offensiv, ja fast aggressiv, mit zur Schau gestelltem Selbstbewusstsein. So reagiert er oft, wenn er sich angegriffen fühlt. »Meine von mir verfasste Dissertation ist kein Plagiat«, sagt er zu Beginn. Mit Nachdruck weist er das zurück. Sie sei über sieben Jahre »neben meiner Berufs- und Abgeordnetentätigkeit als junger Familienvater in mühe-

vollster Kleinarbeit« entstanden. »Und sie enthält fraglos Fehler«, gibt er zu. Aber er fährt fort: »Es wurde allerdings zu keinem Zeitpunkt bewusst getäuscht oder bewusst die Urheberschaft anderer nicht kenntlich gemacht.« Guttenberg gibt also vor, das ganze Abschreiben sei ihm versehentlich passiert. Immer noch spricht er davon, dass es sich um »inkorrektes Zitieren oder versäumtes Setzen von Fußnoten« handle. Sollte sich davon jemand verletzt fühlen, dann tue es ihm aufrichtig leid. Den Dokortitel werde er, bis die Universität Bayreuth die Sache geprüft habe, »vorübergehend, ich betone vorübergehend« nicht führen, sagt er mit schneidiger Stimme, um im gleichen Satz zu beharren: »anschließend würde ich ihn wieder führen«. Über die ganze Angelegenheit werde er in Zukunft »ausschließlich mit der Universität Bayreuth« kommunizieren. »Die Menschen« erwarteten, so sagt er zum Schluss, dass er sich als Verteidigungsminister um die »historische Reform der Bundeswehr« kümmere sowie um den Einsatz in Afghanistan. Dass das notwendig sei, habe »ein Ereignis des heutigen Tages erneut bitter vor Augen« geführt.

In der letzten Bemerkung spielt Guttenberg auf einen schlimmen Vorfall in Afghanistan an, von dem er just an diesem Morgen erfahren hat. Ein Soldat der afghanischen Armee, mit der die Bundeswehr zusammenarbeitet, hatte wild um sich geschossen und dabei neun Bundeswehrsoldaten getroffen. Zum Zeitpunkt von Guttenbergs Auftritt ist der Tod eines deutschen Soldaten bekannt, zwei weitere werden bis zum Abend ihren Verletzungen erliegen.

Der Auftritt des Ministers, so viel ist unmittelbar danach klar, ist nicht der erhoffte Befreiungsschlag. Er hat es versäumt, ehrlich sein Fehlverhalten einzugestehen, hat stattdessen angekündigt, über das Thema nicht weiter öffentlich zu reden, und er hat so getan, als habe er nichts zu befürchten. Ja, er hat am Ende sogar indirekt die Botschaft verkündet: Ihr regt euch über eine Lappalie wie meine Doktorarbeit auf, und in Afghanistan sterben deutsche Soldaten. Die Unanständigen sind also wieder seine Kritiker, nicht er selbst.

Guttenberg tut sich in dieser Krise besonders schwer, eine Verteidigungslinie zu finden. Denn er hat niemanden, auf den er, wie früher in der Kundus-Affäre oder im Fall der »Gorch Fock«, die Verantwortung abwälzen könnte. Diesmal ist er offensichtlich allein verantwortlich. Und noch etwas ist anders. Es geht diesmal nicht um eine politische Fehleinschätzung des Ministers, sondern um ein moralisches Versagen des Menschen Karl-Theodor zu Guttenberg. Allerdings zeigt sich ein gleiches Verhaltensmuster in allen Fällen: Guttenberg macht erst einmal alles schlimmer, weil er die Lage falsch einschätzt.

Natürlich setzt die Opposition alles daran, die Affäre um die Doktorarbeit auszuschlachten. Sehr schwierig ist das nicht. Die Frage, ob Guttenberg noch haltbar ist, stellt sich von allein. Entweder Guttenberg hat selbst gefälscht – oder er hat fälschen lassen. In der SPD wie auch in manchen Medien wird jedenfalls gemutmaßt, Guttenberg habe einen »Ghostwriter« engagiert, anders sei das Konglomerat aus zusammenkopierten Texten nicht zu erklären. Freilich gibt es auch Einwände gegen diese Theorie: Denn welcher professionelle Ghostwriter wäre so ungeschickt, einfach Texte unverändert in eine Doktorarbeit zu kopieren? Und das sogar schon bei der Einleitung zu machen?

Die Zeit arbeitet für die Opposition und gegen Guttenberg. In der Union sind viele unglücklich über Guttenbergs Auftritt, der hochfahrend und arrogant wirkte. Und die Wochenendpresse fällt nicht gut aus für Guttenberg. »Das Märchen vom ehrlichen Karl« titelt der »Spiegel«. Zur Talk-Show »Anne Will« kommt am Sonntagabend nur die Strauß-Tochter und Europa-Abgeordnete der CSU Monika Hohlmeier als Verteidigerin des Ministers. Offenbar ist niemand von den führenden Köpfen der Union gewillt, sich für den Freiherrn in die Bresche zu werfen.

Wie ernst die Sache ist, das zeigen die Reaktionen der Führungsmannschaft der Union. Bundeskanzlerin Angela Merkel lässt gleich zweimal innerhalb weniger Tage durch ihren

Sprecher ausrichten, sie habe »vollstes Vertrauen« in Guttenberg. Bei einem Auftritt am 20. Februar sagt sie, in ihr Kabinett berufen habe sie keinen wissenschaftlichen Assistenten oder Inhaber eines Dokortitels, sondern einen Verteidigungsminister. Es gehe darum, ob er seine Aufgabe als Minister erfüllen könne. »Und da sage ich ja«, das tue Guttenberg hervorragend. Auch Finanzminister Wolfgang Schäuble, der kurz zuvor noch in einem Interview gespottet hatte, Guttenberg sei kein »außer- oder überirdisches Phänomen« und ihn mit dem Pop-Starlett Lena Meyer-Landrut verglichen hatte, stellt sich nun vor den Attackierten. Ebenso tun es alle anderen Minister des Kabinetts, aber auch der bayerische Ministerpräsident und CSU-Chef Horst Seehofer. So mancher in der Union mag sich heimlich freuen, dass der Überflieger Guttenberg auf ein menschliches Maß zurechtgestutzt wird. Aber den populärsten Politiker will die Union sich nicht nehmen lassen.

Und die Bevölkerung? Viele Menschen sind enttäuscht von Guttenberg. Galt er ihnen doch als einer, der anders als die anderen Politiker war: geradlinig, klar, ehrlich und glaubwürdig. Dieses von Guttenberg mit Fleiß selbst inszenierte Image ist nun bei vielen erschüttert. Einen regelrechten Absturz in seiner Popularität erlebt Guttenberg jedoch nicht. Umfragen zufolge wünschen wenige Tage nach der Aufdeckung des Plagiats immer noch zwei Drittel der Deutschen, dass Guttenberg Minister bleibe. Manche finden das ganze Theater um seinen Dokortitel der Aufregung nicht wert. Andere sehen nur den Neid der weniger Begabten am Werke. Doch noch wichtiger ist wohl, dass viele Bürger sich das Bild von Guttenberg nicht kaputt machen lassen wollen, das Bild eines ganz neuen Politikertyps.

Jedenfalls gibt es in der Öffentlichkeit nicht nur Empörung, Witze und Häme über »Dr. Googleberg«, den »Plagiator«, sondern ebenso eine Welle derer, die die Kritik an Guttenberg empörend finden. Doch die veröffentlichte Meinung setzt ihm stark zu. Die Medien, gerade auch konservativ orientierte Zeitungen, sind nicht bereit, die Sache auf sich beruhen zu

lassen. Guttenberg hat am Wochenende begriffen, dass er nicht nur mit der Universität Bayreuth über seine Doktorarbeit kommunizieren kann, sondern dass er öffentlich deutlich Selbstkritik üben muss, wenn er eine Chance haben will, im Amt zu bleiben. Bei einer Wahlveranstaltung im hessischen Kelkheim am Sonntag, dem 20. Februar, klingt seine Rede anders als seine Erklärung drei Tage zuvor. Genauer gesagt: Von der ersten Erklärung bleibt fast nichts übrig. Er habe »gravierende Fehler« gemacht, sagt Guttenberg jetzt, auch »besonders peinliche« Fehler. Er habe sich am Wochenende noch einmal mit seiner Dissertation befasst. Er habe wohl »den Überblick über die Quellen verloren«. Doch habe er die Dissertation selbst verfasst. »Daher stehe ich auch zu dem Blödsinn darin«, sagt er.

Ist das nun ein anderer Guttenberg? Keineswegs. Guttenberg macht wieder einmal eine Kehrtwende, aber damit bleibt er sich treu. Auf seinen Dokortitel wolle er verzichten – das sei »schmerzlich, aber wichtig«. Es gehe aber darum, Schaden abzuwenden von der Universität Bayreuth, vom Doktorvater, vom Zweitkorrektor. Jetzt schützt Guttenberg also die anderen, ist wieder einmal hochanständig. Und natürlich teilt er in gewohnter Manier gegen den politischen Betrieb aus, zeigt sich froh, dass er heute Abend hier in Kelkheim bei der CDU all das sagen könne und »nicht vor der Hauptstadtpresse«. Die Leute von der Jungen Union jubeln ihm zu. »Eine oberfränkische Wettertanne hauen solche Stürme nicht um«, sagt er, »solche Stürme hält man aus.« Guttenberg verzichtet dauerhaft, wie ein Sprecher nach der Rede versichert, auf den Dokortitel. Ein entsprechendes Gesuch hat er an die Universität Bayreuth gerichtet. Der Auftritt in Kelkheim überzeugt allerdings viele Beobachter nicht. Guttenberg hat nichts Glaubhaftes zu seiner Doktorarbeit gesagt, stattdessen seine übliche Show präsentiert.

Am 23. Februar, wieder einem Mittwoch, gerade sieben Tage nach Veröffentlichung der ersten Vorwürfe in der »Süddeutschen Zeitung«, muss Guttenberg im Bundestag in einer

Fragestunde und in einer Aktuellen Stunde Rede und Antwort stehen. Die Redner von den Grünen und SPD nennen ihn »Hochstapler« und »Täuscher«, »Lügner« und »Betrüger«, ohne dass sie vom Bundestagspräsidium dafür gerügt werden. Guttenberg gibt sich im Bundestag bescheidener als in den Auftritten zuvor, aber die Fragen, wie seine Doktorarbeit entstanden sei, beantwortet er nicht. Die Universität Bayreuth erkennt ihm am selben Tag den Dokortitel ab, behält sich aber eine eingehende Prüfung darüber vor, ob Guttenberg bewusst getäuscht habe.

Doch diese Mitteilung bringt keine Ruhe in die Affäre. Zwar organisiert die »Bild«-Zeitung per Seite 1 noch flugs eine Leser-Hotline, um über den Verbleib Guttenbergs im Ministeramt abzustimmen – 87 Prozent wollen danach, dass er bleibt. Doch bei einer Umfrage auf der eigenen Internetseite bild.de stimmen 57 Prozent für den Rücktritt – die Umfrage verschwindet zeitweise von der Seite.

Nun häufen sich Stimmen aus der Wissenschaft, die das Verhalten Guttenbergs verurteilen. Vor allem wenden sich die großen Wissenschaftsverbände dagegen, das Fälschen einer Doktorarbeit als Lappalie abzutun. Mehrere Juristen äußern die Auffassung, Guttenberg müsse mit Vorsatz gehandelt haben. Auch die Bundeskanzlerin selbst wird für ihre Zweiteilung des Ministers in einen Wissenschaftler, der einen Fehler gemacht habe, und einen Minister, der gute Arbeit leiste, kritisiert. Im Internet unterzeichnen Zehntausende einen offenen Brief an die Kanzlerin, in dem sie gegen deren Umgang mit der »Causa Guttenberg« demonstrieren. In Berlin ziehen einige hundert Menschen vor das Verteidigungsministerium, fordern den Rücktritt des Ministers und hängen Schuhe auf den Zaun des Ministeriums, eine Anspielung auf die Fußnoten, aber auch ein aus der islamischen Welt übernommenes Zeichen der Verachtung. Professor Oliver Lepsius, Staatsrechtler an der Universität Bayreuth und Nachfolger von Guttenbergs Doktorvater, sagt es schließlich unverblümt: »Guttenberg ist ein Betrüger«. Niemand habe sich vorstellen

können, »mit welcher Dreistigkeit hier ein Plagiat eingereicht wird«. Guttenberg habe planmäßig und mit bewusstem Vorsatz eine Collage von Plagiaten gestellt. Dass er das abstreite, sei absurd. Andernfalls müsse man sich fragen: »Wenn er in diesem Fall nicht wusste, was er tut, weiß er es denn in anderen Fällen?«

Nun bröckelt auch die Front in der Union. Erste CDU-Politiker üben Kritik an Guttenberg. Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Wolfgang Böhmer sagt: »Ich weiß nicht, wie lange er das erträgt und aushalten kann.« Zur Speerspitze der unionsinternen Kritik wird Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU), der sich gern als unabhängiger Kopf präsentiert. In einem Interview macht er klar, dass Guttenbergs Verhalten eine schwere Verfehlung sei. Als immer mehr Ausarbeitungen des Wissenschaftlichen Dienstes des Bundestags in Guttenbergs Dissertation festgestellt werden, die er ohne Erlaubnis und meist ohne Quellenangabe verwendet hat, sagt Lammert, die Sache sei »deprimierend eindeutig«. Später dringt ein weiteres Lammert-Wort aus einer internen Sitzung an die Öffentlichkeit, das so oder ähnlich gefallen ist: Der Umgang mit der Affäre um Guttenberg sei »ein Sargnagel für die Demokratie«. Schließlich äußert sich auch noch Bildungsministerin Annette Schavan (CDU) kritisch in einem Interview: »Als jemand, der selbst vor 31 Jahren promoviert hat und in seinem Berufsleben viele Doktoranden begleiten durfte, schäme ich mich nicht nur heimlich.«

Schavan ist eine enge Vertraute von Angela Merkel. Die Kanzlerin hat zwar alles getan, um bloß keinen Anlass zu einer Dolchstoßlegende zu geben, nach der sie dem beliebtesten Politiker in den Rücken gefallen sei. Die Guttenberg-Fans will sie auf keinen Fall vergraulen, denn das würde ihrer Popularität Abbruch tun. Doch viele Medien vermuten, dass Schavans Satz nur in Absprache mit der Kanzlerin gefallen sein könne. Auch der Doktorvater Guttenbergs, der renommierte Rechtswissenschaftler Peter Häberle geht nun auf Distanz. Er hatte tagelang geschwiegen, sah, so wurde berichtet,

sein Lebenswerk ruiniert. Nun teilt er mit: »Die in der Promotionsschrift von Herrn zu Guttenberg entdeckten, mir unvorstellbaren Mängel sind schwerwiegend und nicht akzeptabel.« Bei der Staatsanwaltschaft Hof gehen immer mehr Anzeigen gegen Guttenberg ein, schließlich sind es über 100 Strafanzeigen – der Minister wird sich auch mit strafrechtlichen Konsequenzen seines Verhaltens auseinandersetzen haben.

Das alles weiß Guttenberg. Noch am Morgen des 28. Februar, einem Montag, tut ein schon sichtlich angeschlagener Minister bei einer CSU-Präsidiumssitzung in München kund, dass er weiter mit Freude in seinem Amt arbeiten werde. Aber Guttenberg erkennt, dass er aus der Sache nicht mehr herauskommt. Am Abend des gleichen Tages setzt er sich zu Hause hin, um seine Rücktrittserklärung zu formulieren.

Am Dienstagmorgen meldet – natürlich als erste – gegen zehn Uhr die »Bild«-Zeitung, dass Guttenberg zurücktreten wird. Die Kanzlerin erfährt von dem Rücktritt auf der Messe Cebit in Hannover. Eine Filmszene zeigt, wie sie eine Handy-Mitteilung mit vielsagendem Blick liest und sie dann der neben ihr stehenden Annette Schavan zu lesen gibt. Angeblich handelt es sich um die Nachricht vom Rücktritt Guttenbergs. Schockiert wirken beide Politikerinnen nicht.

Gegen halb elf versendet das Verteidigungsministerium die Einladung zu einem Pressestatement Guttenbergs. Um 11 Uhr 22 tritt er vor die Journalisten. Seine bei genauerer Betrachtung wirre Rücktrittserklärung ist ein typischer Guttenberg: Reichlich Pathos, ein wenig Selbstkritik, viel Eigenlob, von Demut kein Spur. All die charakterlichen Mängel, die Guttenberg in den vergangenen Tagen während seiner Krise gezeigt hat, führt er noch einmal vor. Guttenberg kreiert seine eigene Dolchstoßlegende. Er macht klar, dass er nicht nur wegen seiner »so fehlerhaften Doktorarbeit« zurücktrete, »wiewohl ich verstehe, dass dies für große Teile der Wissenschaft ein Anlass wäre«. Er könne aber den höchsten Ansprüchen, die er selbst an seine Arbeit lege, nicht mehr genügen. Gutten-

berg gibt zu verstehen, dass daran die Medien schuld seien. Und noch einmal benutzt er die gefallenen und verwundeten Soldaten der Bundeswehr als Argument, dass seine eigene Verfehlung nun ja nicht so schlimm sei. Er sagt: »Wenn allerdings, wie in den letzten Wochen geschehen, die öffentliche und mediale Betrachtung fast ausschließlich auf die Person Guttenberg und seine Dissertation statt beispielsweise auf den Tod und die Verwundung von 13 Soldaten abzielt, so findet eine dramatische Verschiebung der Aufmerksamkeit zulasten der mir Anvertrauten statt.« Das klingt fast so, als habe Guttenberg bisher niemals die Person Guttenberg der öffentlichen und medialen Betrachtung für würdig empfunden. Ebenso, fährt er fort, habe die Befassung mit der »Gorch Fock«-Affäre »die weltbewegenden Ereignisse in Nordafrika« in den Hintergrund treten lassen. Auch das ist angesichts der umfangreichen Berichterstattung über den Umbruch in Tunesien, Ägypten oder Libyen schlicht falsch. Guttenberg fährt sodann unmittelbar und zusammenhanglos fort: »Wenn es auf dem Rücken der Soldaten nur noch um meine Person gehen soll, kann ich dies nicht mehr verantworten.«

Guttenberg gibt dann drei Gründe dafür an, warum er erst jetzt zurücktrete. Der erste ist glaubwürdig: Er habe das Amt nicht aufgeben wollen, »an dem das ganze Herzblut hängt«. Das ist zwar etwas überraschend zu hören von dem Mann, der geradezu provokativ betonte, er könne jederzeit mit der Politik aufhören. Aber dem war wohl nicht so. Die anderen beiden Gründe wirken indes vorgeschoben. Zunächst reklamiert Guttenberg, sein Zögern beim Rücktritt als »eine Frage des Anstandes, zunächst die drei gefallenen Soldaten mit Würde zu Grabe zu tragen und nicht erneut ihr Gedenken durch Debatten über meine Person überlagern zu lassen«. Doch zu dieser Zeit war die Debatte um seine Person ja schon voll entbrannt. Zudem »gehört« es sich, greift Guttenberg eine seiner Lieblingsformeln auf, seinem Nachfolger »ein weitgehend bestelltes Haus zu hinterlassen«. Abgesehen davon, dass nach Meinung fast aller Fachleute hinsichtlich der Bundeswehr-

reform vieles im Argen liegt, lässt sich ein Haus nicht in wenigen Tagen »bestellen«, wenn es zuvor nicht in ordentlichem Zustand gewesen ist. Doch darum geht es eigentlich nicht. Guttenberg muss einfach auch am Ende wieder als der Anständige erscheinen. Er schließt seine Erklärung mit den pathetischen Worten: »Ich war immer bereit zu kämpfen, aber ich habe das Ende meiner Kräfte erreicht.« So stilisiert er sich selbst zum Märtyrer.

Eine kleine, bescheidene Erklärung zum Rücktritt hätte das ramponierte Guttenberg-Bild vieler Beobachter vielleicht verändert. Eine Geste, die von echtem Bedauern geprägt gewesen wäre, hätte den gefallenen Superstar zumindest menschlich erscheinen lassen. So aber hat Guttenberg vieles, was in den vergangenen zwei Jahren an charakterlichen Mängeln bei ihm zu Tage getreten war, mit bestürzender Deutlichkeit bestätigt. Die Wahrheit über die Entstehung seiner Doktorarbeit und seinen Umgang mit der Lüftung dieses Geheimnisses zeigen, dass der bei manchen schon vorher vorhandene Verdacht, es könne sich bei Deutschlands prominentestem Politiker womöglich um einen begabten Blender handeln, begründet war. Man könnte auch sagen: Noch in seinem Abgang ist Guttenberg sich treu geblieben.